



Nikolai Siemens: Ein Wanderer zwischen Welten

Alfred Neufeld

Vorbemerkung: Bei den folgenden Ausführungen handelt es sich um Ausschnitte aus der vom selben Autor demnächst herausgegebenen umfassenden Biografie über Nikolai Siemens. Die Darstellung seines Lebenslaufs, seiner Arbeit sowie seiner Würdigung bleibt daher Fragment.

1. Anmerkungen zu seinem Leben

Nikolai Siemens wurde am 10.05.1895 in Johannesfeld, Krim, als zweites Kind von Johann Siemens und Anna, geb. Wiebe, geboren. Er hatte 10 Geschwister. 1897 zogen seine Eltern mit ihren drei Kindern in die USA, kamen aber um 1900 wieder zurück und wurden in der Krim sesshaft. Nikolai, der bereits früh auf Reisen ging, ist zeitlebens ein reisefreudiger Pionier gewesen. Darauf weisen nicht nur seine vielen schriftlichen Reiseberichte hin. Auch seine Wander-Bibelschule und seine Junglehrerwanderungen vom Heimatdorf zum Arbeitsdorf sind typisch. Und natürlich gab es manche Reisen, die er unfreiwillig mitmachen musste: in der frühen Kindheit führte ihn sein Weg von Russland in die USA und wieder zurück. Als junger Prediger, Lehrer und Familienvater erlebte er die Flucht von Sibirien über Moskau und die deutschen Flüchtlingslager nach Südamerika. Allerdings machte er auch in dieser prekären Zeit im Flüchtlingslager zwei bedeutungsvolle Reisen zu den Mennoniten in Ostpreussen und Westpreu-

ssen. Als der Chaco seine endgültige Heimat wurde, nutzte er jede Gelegenheit, kleinere Reisen in die Nachbarregionen und Nachbarländer zu machen und anschaulich zu beschreiben.

Arnold Dyck, der idealistische deutschmennonitische Literat und Verleger aus dem kanadischen Steinbach, hat schon früh darauf hingewiesen, dass die Reiseberichte von Siemens nicht nur feine Lektüre, sondern auch ein wertvoller Einblick in Dimensionen mennonitischer Zeitgeschichte sind. Gundolf Niebuhr vom Archiv der Kolonie Fernheim und vom deutschmennonitischen Geschichtsverein, digitalisierte viele der alten Mennoblatt-Texte und kam zu ähnlichen Schlussfolgerungen. Er schlug eine Publikation bedeutender Reisetexte vor.

Heidi Knoop hat ihrem Vater Arnold Dyck ein hübsches kleines Lebensdenkmal gesetzt unter dem Titel: ‚Mein Vater, ein Wanderer zwischen zwei Welten‘. Zu dieser Generation der Wanderer zwischen der russländischen Welt und der ‚neuen Welt‘ gehört auch Nikolai Siemens. Allerdings könnte man ihn einen ‚Wanderer zwischen vielen Welten‘ nennen. Sehr bald machte er den Chaco Boreal zu seiner Heimat und erkundete ihn ausgiebig. Sein Interesse aber galt auch der Hauptstadt Asunción, den ‚braunen Brüdern‘ der verschiedenen indianischen Chaconationen, den bolivianischen Soldaten, der ‚englischen Mission‘, den Eberhard Arnold-Hutterern usw. Allen möglichen ‚Landsleuten‘, seien sie nun Deutsche, Polen, Russen oder Ukrainer, und nicht zuletzt den Glaubensbrüdern aus den USA, Kanada, der Schweiz, Deutschland, Buenos Aires und Brasilien erwies er Gastfreundschaft und bekundete Interesse bis hin zur lerneifrigen Neugierde.

Als ein Flugzeugunglück und der erste Schlaganfall ihn zum Teil reiseunfähig machten, ließ auch sein Berichteschreiben nach. Die wackere Oma Siemens hat mir persönlich aber noch aus jener Zeit erzählt: „Ich sagte zu Opa: Wir brauchen einen Jeep. Er war ja nicht mehr im Stande, fahren zu lernen. Aber mir sah das nicht schwierig. Ich hätte ihn noch so gern mit dem Jeep kutschiert“. Offensichtlich ist etwas von Nikolai Siemens Reisefreude an seine Frau, mit Sicherheit an Kinder und Enkel weitergeleitet worden.

Ein Wanderer zwischen zwei Welten war er aber in dem Sinn, dass Ewigkeit und Zeit bei ihm ineinandergriffen. Er sah die Zeit sehr stark im Lichte der Ewigkeit und wusste sie zu nutzen. Nicht nur galt dies für die Ewigkeit der ‚lieben braunen Brüder‘ und der beginnenden missionarischen Arbeit unter der paraguayischen Landesbevölkerung. Auch die Ewigkeit der Gemeinde und des Volkes Gottes gegenüber allem nationalistischen und völkischen Überschwang

war für ihn wegweisend. Sie half ihm, in kritischen Zeiten ein Gleichgewicht zu gewinnen, ein Gleichgewicht zwischen Schöpfung und Erlösung, zwischen Zeit und Ewigkeit.

Eine Unglücksfall und gesundheitliche Probleme machten seinem hochtourig verlaufenden Leben ein abruptes Ende. Am 23.12.1950 erlitt er durch den Propeller eines Flugzeuges eine Armverletzung. Nachdem er in den Jahren 1955/56 zwei Schlaganfälle überlebt hatte, ereilte ihn der Tod am 24.09.1958.

2. Seine Dienste für die Gemeinschaft

2.1. Schriftleiter und Drucker des „Mennoblatts“

Unter welch primitiven Umständen Nikolai Siemens bereits im Ansiedlungsjahr der Fernheimer im Jahre 1930 mit der Herausgabe und dem Druck des „Mennoblatts“ begann, beschreibt seine Tochter Frieda Kaethler Siemens anlässlich des 65-jährigen Jubiläums dieser Zeitschrift recht anschaulich:

„Mennoblatt und Familie Siemens sind unzertrennlich verbunden. Nicht nur, dass Siemens Kinder es auch heute noch gerne lesen, nein, es gehörte zu unserer Familie seit dem Entstehen 1930 bis 1955, als es von der Kolonie übernommen wurde. Weil es uns von unserer Kindheit an bis ins Jugendalter hinein begleitet, beschäftigt und geprägt hat, möchte ich auch für unsere Nachkommen davon berichten....

Ich war 5 Jahre alt, als unsere Eltern mit den andern Fernheimern unter unsagbar schweren Verhältnissen hier im Chaco ansiedelten. Als Kind habe ich wohl viele klaren Erinnerungen an jene schwere Zeit; aber Daten und manche Einzelheiten kriegte ich nicht immer mit. Leider sind viele unserer alten Pioniere, die davon Bescheid geben könnten, längst in der Ewigkeit. Ich ging zu einigen noch lebenden älteren Personen, um kleine Lücken auszufüllen und will nach bestem Wissen und Können berichten.

Zunächst einige Auszüge aus dem Flugblatt, das schon im Oktober 1930 erschien: „.... Angeregt von Herrn Professor Bender um die Beschaffung einer kleinen Typographie...kam der Kauf zustande, und diese kam schon mit der 2. Gruppe am 25. Mai 1930 aus Deutschland hier an.... Die Arbeit übernahmen solche, die wohl einmal etwas von einer Druckerei erzählen hörten; denn Fachmänner für die Arbeit entbehrten wir.... Das ‚Kindlein‘ hat freilich nur ein ärmli-

ches Kleidchen, wie es einem Ansiedlerkind zukommt. Manche werden fragen: „Ei, wo ist sein Mützchen?“..... Wir haben eben keine grossen Lettern. Auch soll das Baby auf der nächsten Koloniesitzung seinen Namen erhalten.... So geh denn, unser Liebling, in die weite Welt!“

Bei Peter Rahn Senior, in Lichtfelde, fand die Druckerei unterm Schattendach die erste Unterkunft. Herr Rahn war Setzer und Drucker, mein Vater der erste Schriftleiter, der aber immer auch beim Setzen und Drucken mithelfen musste. Herr Rahn hatte die geniale Idee, aus gelbem Quebracho-Holz einen Kopf mit grossen Buchstaben zu schnitzen. Und so erschien schon in der nächsten Nummer (Dezember 1930) das nun genannte „Menno-Blatt“ mit seinem „Mützchen“. Ja, Not macht erfinderisch.

Weil Rahns in Dorf Lichtfelde und wir in Friedensruh wohnten, musste Vater die 12 km durch dornigen Busch und sandigen Kamp meistens zu Fuß zurücklegen. Das war sehr umständlich und zeitraubend. Als Vater dann in Dorf Kleefeld im Jahre 1931 die Lehrerstelle übernahm, wurde die Druckerei dahin überführt. Hier in seinem engen Zimmer am Ende des Schulgebäudes standen die Druckmaschine, Typen und sein Bett. Neben dem Unterrichten druckte er mit seinem jungen Helfer Daniel Wolf das Mennoblatt. Einer seiner gewesenen Schüler berichtet eine interessante Einzelheit aus jener Zeit: Um die Schüler in den Pausen und während der Stillbeschäftigung zu überwachen, während er am Mennoblatt arbeitete, hatte er in der Wand ein kleines Loch gemacht, um so Disziplin zu wahren.

Schon im August 1931 erschien das Blatt mit seinem gegenwärtigen schmucken, sinnvollen Kopf. (Nur wurde Menno-Blatt damals getrennt geschrieben). Ich zitiere aus dem Mennoblatt, August 1931: „An die Redaktion des ‘Menno-Blatt’: Hoffe, dass das beiliegende Klischee zum Kopf des „Menno-Blatt“ etwas zur Verschönerung und zum Ausbau des lieben Blattes beitragen durfte. Ich glaube, etwas der Stimmung des Chaco entsprechend gemacht zu haben: Steppe, Kaktus usw., aber auch das Kreuz über allem. Die Unkosten deckt in freundlicher Weise Herr Prof. Unruh. Die Redaktion bedankt sich ganz herzlich bei dem jungen Künstler Herrn Hans Legiehn aus Deutschland und bei unserm Gönner Prof. Unruh. Herr Legiehn hat es wirklich verstanden einen entsprechenden Kopf für unser Blatt herzustellen“. Es ist wirklich zum Staunen, wie gut der Kopf auch heute noch passt, selbst mit den Ochsen aus der Pionierzeit. Und Herr Legiehn war damals nie selber im Chaco gewesen.

Im Jahre 1932 kam die Druckerei dann nach Friedensruh und wurde in unserm kleinen Esszimmer samt Maschine und Typen aufgebaut. Herr Heinrich Janz zog nun mit seiner jungen Frau von Kleefeld zu uns ins Dorf und war der Setzer. Ab Januar 1933 erschien das Blatt erstmalig in 6 Seiten. Im Juni 1934 zogen wir als Familie mit der Druckerei nach Filadelfia. Jahrelang war sie in einem Zimmer unseres Wohnhauses aufgestellt. Später wurde ein Ende unseres Schuppens ausgemauert, und das war ihre Heimat, bis sie 1976 im Missionsgebäude untergebracht wurde.

Im Juni 1934 wird auch über die Ankunft von mehr Typen und Zubehör (ein Geschenk aus Deutschland durch Prof. B. H. Unruh) berichtet. Im nächsten Monat erschien dann die Beilage „Kämpfende Jugend“, besonders für die Jugend gedacht. Wie groß die Not und Schwierigkeiten bis dahin des Typenmangels wegen waren, beschreibt mein Vater im Juni 1934:“Und jetzt darf ich’s verraten, dass es in unsrer Praxis Momente gab, wo wir fast am Ende waren. So meldet mitunter der Setzer, dass entweder das „n“ oder das „s“ zur Neige gehe.... Hier sah ich mich gezwungen, den Stoff (Artikel) nochmals durchzuarbeiten, um die fehlenden Lettern auszuschalten. So mussten diese Buchstaben oft abgezählt werden. Heute sind diese Schwierigkeiten behoben durch mehr Typen. In diesen Tagen sagte selbst meine Tochter am Tisch: „Wie kommt es, dass unser Papa mal so lustig ist?“

Zur Frage von Zweck und Ziel dieser Zeitschrift und der Vision dafür lassen wir das Mennoblatt selber reden:..“Unsere Dankbarkeit unsern Gönnern in Deutschland, und Nord Amerika durch Berichten zu bekunden.... die Mitarbeiter in der Diaspora und im Chaco zu ermuntern, nicht müde zu werden im Gottvertrauen und in Geduld“. So steht’s im Flugblatt. Schon am 25. November 1930 verfasste man ein Dankeschreiben, das in der ersten Mennoblatt Nummer von 4 Seiten im Dezember 1930 erschien. Hier werden besonders das deutsche Volk, Prof. B. H. Unruh, Prof. Auhagen (von der deutschen Botschaft in Moskau), das MCC und auch unser neues Vaterland Paraguay erwähnt.

Ein anderes Ziel war auch, über die Entwicklung und das Ergehen der jungen Siedlung zu informieren. Da schrieb man über den Gesundheitszustand, das grosse Sterben, die Typhusepidemie, Malaria, Heuschreckenplage, den Chacokrieg u.a.m. Reiseberichte nach Menno, zum Pilcomayo, nach Ostparaguay oder gar Brasilien füllen die Spalten. Es gab Besinnliches, Erbauliches, Belehrendes, Diskussionen, Gedichte, Briefe, auch einen Fragekasten für Landwirtschaft usw. Wir staunen, wie reichhaltig das Blatt war.“

Das „Mennoblatt“, das 25 Jahre lang von Nikolai Siemens gestaltet und redigiert wurde, ging nach seinem Schlaganfall in den Besitz der Kolonie Fernheim über und Peter P. Klassen wurde der neue Schriftleiter.

2.2. Bibelschullehrer, Prediger und Mitarbeiter in der Mission

Offensichtlich ist Nikolai Siemens ein Pionier gewesen mit einem sehr breiten Horizont und mit vielfältigen Interessen. Dennoch scheint sein Glaube und somit Bibel, Gemeinde und Mission das Zentrum seines Universums gewesen zu sein. Zum einen ist zu beachten, dass er seine entscheidende Orientierung in der Bibelschule erhielt. Leider wissen wir wenig über Stoffplan, Textbücher und Schwerpunkte, die ihn damals geprägt haben. Auf alle Fälle verband ihn diese Zeit mit einer mennonitischen Kerntheologie, die später die mennonitischen Gemeinden Nordamerikas stark geprägt hat. Immerhin waren seine Lehrer in Südrussland jene Theologen, die die späteren Grundlagen für die Bible-College-Bewegung in Kanada legten.

Nikolai Siemens, der sich mit 15 Jahren bekehrte und taufen ließ und mit 23 Jahren bereits seine erste Predigt hielt, hatte die Ausbildung an einer Bibelschule aus eigener Erfahrung schätzen gelernt. Er setzte sich daher engagiert als Lehrer und Leiter der ersten Bibelschule in Fernheim ein. Es herrschte eine gespannte Atmosphäre in Fernheim, als sie gegründet wurde. Manche Eltern, vor allem die aus der EMB, wollten ihre Kinder nicht mehr in die Zentralschule in Filadelfia schicken, weil sie befürchteten, dass ihre Kinder dort zu stark von der deutsch-völkischen Gesinnung beeinflusst werden könnten. Die neu gegründete Bibelschule bot für diese besorgten Eltern eine annehmbare Alternative.

Über die Arbeit in der Bibelschule berichtet Nikolai Siemens im Mennoblatt vom Oktober 1942 selber recht anschaulich :

„Wir sind auch in diesem Jahre wieder in der glücklichen Lage, unsern Lesern von nah und fern etliche nähere Daten zu geben über den diesjährigen Stand der Bibelschularbeit. Vor drei Jahren wurde dieses geringe Werk durch Gottes Gnade und einiger Freunde Hilfe ins Dasein gerufen, damals als Wanderbibelschule, wie sie bisher in drei Wintern gearbeitet hat. Als Wanderbibelschule war es damals möglich, einmal, da die Zahl der Schüler nicht sehr groß war (14 - 20) und zweitens die Unterbringung der Teilnehmer in den Häusern auf kurze Zeit (2 - 3 Wochen an einem Ort) nicht sonderliche Schwierigkeiten machte. So wanderten

wir denn die ersten 3 Jahre mit mehr oder weniger gleicher Schülerzahl in die Dörfer, wo die Aufnahme möglich war und wo sie gern geschah.

In diesem Jahre nun hat das Werk eine Änderung erfahren. Einmal konnte es der schwachen Ernte halber nicht gut durchgeführt werden, die Teilnehmer kostenlos unterzubringen. Dann wurden auch Bibelschulfreunde sich einig, nicht nur Schüler von etwa 17 Jahren aufzunehmen wie vorher, sondern, da es vielen Kindern nicht vergönnt ist, auch die Zentral-Schule zu besuchen, so meldete sich eine ganze Anzahl Jugendlicher im Alter von 14 Jahren. Nun galt es, Rat zu schaffen.

Wir wurden aufgemuntert vom Mennonite Central Comitee durch unsern lb. Arzt, Dr. J. Schmidt, doch die Sache weiter zu betreiben. Nun ging man ans Werk, da auch durch den Arzt vom MCC eine Geldunterstützung zugesagt wurde. Somit konnte das Schulgeld ganz erlassen werden. Um auch die Bürger der Dörfer nicht zu belasten, beschlossen wir, daß jeder Schüler Lebensmittel nach fester Norm aufbringen mußte. Ebenfalls mußten sie für Schreibutensilien Sorge tragen. Die Dorfgemeinde Schönwiese hat ein leeres Schulgebäude. Man hat es uns freundlichst abgestanden für die Unterrichtszeit.

Außerdem haben sich 2 liebe Hausmütter mit ihren erwachsenen Töchtern die Aufgabe übernommen, für je 8 Personen das Essen zu kochen. Für die Unterbringung dieser beiden Gruppen hat ebenfalls das Dorf Schönwiese gesorgt. Die Schüler aus den benachbarten Dörfern Schönbrunn und Friedensruh fahren oder wandern zu Fuß.

Da außer den neueintretenden Schülern auch noch manche der vorjährigen weiterzulernen wünschten, so ergab sich die 2. Klasse. Als zweite Lehrkraft sprang Prediger B. Wall ein, der etliche Jahre Schullehrer gewesen ist.

Am 3. August konnten wir denn mit dem Unterricht beginnen. Täglich beginnen wir um 7 Uhr früh und schließen um 12 Uhr mittags. Es leuchten uns 37 Augenpaare entgegen. Die Schüler teilen sich in 11 Jungen und 16 Mädels für die erste und in 3 Jungen und 7 Mädels für die zweite Abteilung. Es sind Kinder der 3 Gemeinden Fernheims und 1 Jüngling aus der Nachbarkolonie Menno.

Als Unterrichtsfächer sind: Deutsche Sprache, Bibl. Geographie, Bibl. Naturkunde, Bibl. Altertümer, Religionslehre, Bibl. Geschichte, Einführung in die Bibel, Mennoniten Geschichte, Dispositionslehre, Mission und Gesang.

Wir gedenken in diesem Winter 8 Wochen zu unterrichten.

Schon manchen Glück- und Segenswunsch durften wir entgegennehmen, wie auch etliche liebe Besuche. Wir fühlen auch eine treue Beterschar hinter diesem Werk und danken herzlich dafür. Betet auch ferner für dieses kleine Werk. Auch dem MCC sei unser innigster Dank für die Unterstützung in materieller Beziehung.“

Dass Nikolai Siemens seinen Predigtendienst sehr ernst nahm, zeigen seine einleitenden Gedanken zu seinem Referat über die Vorbereitung auf die Predigt, das er im März 1933 auf einer Predigerkonferenz in Waldesruh gehalten hat und das im Juli 1933 im „Mennoblatt“ veröffentlicht wurde. Dort schreibt er:

Die Vorbereitung auf die Predigt „ist ja von Theologen wiederholt und mit gutem Recht mit einer Schlacht verglichen worden, in welcher man mit geistlichen Waffen kämpft, wie ja auch im christlichen Leben überhaupt. Es sollen durch die evangelische Predigt entschiedene Ziele verfolgt, bestimmte Siege erfochten werden, sei es nun, dass es sich um die Bekehrung des Sünders zu Gott, um einen Angriff auf die Schäden in unsern Gemeinden, oder um Erbauung derselben handelt.

Wie kann nun aber mit Erfolg auf diesem Gebiet gekämpft werden, wenn eine wirkliche Vorbereitung vorher nicht stattgefunden hat? Wir sehen dabei ab von Ausnahmefällen, wo der Prediger einmal keine Zeit hatte, sich innerlich ruhig zu sammeln und gelegentlich aus dem Stegreif (unvorbereitet) sprechen musste. Da hat dann der Geist Gottes oft Wunder getan. Wer sich aber für jeden Fall hierauf verlassen wollte, der versucht Gott und wird bald jämmerliche Patschen erleben. Der originelle deutsche Prediger Claus Harms berichtet von einem andern Prediger, der die Gewohnheit hatte, seinen Zuhörern fortwährend davon zu berichten, dass der Geist Gottes ihm dieses und jenes gesagt habe. Weil der Prediger aber nie vorbereitet war, so erfuhr die Gemeinde nichts Rechtes davon. Ein anderes Mal stand C. H. selber unvorbereitet auf der Kanzel und führte genau im Wortlaut jenes Predigers an, dass auch ihm der Geist Gottes etwas gesagt habe und dieses wäre: „Claus, du bist heute faul gewesen“. Brüder, wir wollen die Stimme des Geistes nicht unterschätzen, aber lasst uns doch beileibe nicht wännen, dass der Geist Gottes mit unserer Trägheit Nachsicht üben, oder sie gar noch unterstützen würde. Es mag uns laut Erfahrung und nach Hiob 33,15ff mitunter auch auf unserm Lager eine Offenbarung gegeben werden; wenn wir aber unsern Zuhörern (ausser den häufigen belanglosen Entschuldigungen, dass wir nicht vorbereitet sind) immer wieder etwa folgende Phrasen auftischen wollten, wie z.B.: „Als ich heute morgen so im Bett lag, da kam mir...“, so wird man, wie ein ori-

gineller Prediger in Russland einst sagte, die Zuhörer bald alle auch ins Bett bringen, d.h. sie werden einschlafen.“

Nikolai Siemens hatte von Anfang an ein weites Herz für die Missionsarbeit unter den Indianern. Sein einfühlsamer Bericht über seine Begegnung mit den anglikanischen Missionaren, der im Mai 1936 im Mennoblatt erschien, zeigt sein großes Interesse für diese Arbeit:

„Es ist Sonnabend abend. Ich habe meine Arbeit zur Seite gelegt, um mich auf den Sonntag vorzubereiten. Da hält an meinem Tor ein Maultiergespann. Drei Männer - zwei von ihnen sind Fremdlinge in Chaki gekleidet - entsteigen dem Wagen. Lehrer Giesbrecht, Gnadenheim, der Vorsitzende unseres Missionskomitees stellt mir nun die beiden Herren vor. Es sind die englischen Missionare der evangelisch, anglikanischen Lenguaindianermission im Chaco von Paraguay, südöstlich von uns. John Rudley und John Sanderson sind die Namen der Missionare, die beide einen vorzüglichen Eindruck auf einen machen. Schon lange hörten wir weitläufig etwas von der Mission und auch unsere Lenguas nannten ab und zu mal den Namen „englische Mission“, da einige Wagehälse unter ihnen doch einige hundert km im Umkreis gekommen waren. Bald hat meine Frau den Kaffee auf den Tisch gebracht und wir sitzen, gemütlich plaudernd beim Abendbrot, als ob wir uns immer gekannt hätten. Wie sie zu uns fanden? O, reiner Zufall, würde mancher denken, aber, „Gottes Führung“, sagen sie selber es uns. Herr I. Kehler, Gnadenheim, hatte im östlichen Paraguay einen Trupp Pferde angekauft. Um diese nicht erst per Dampfer flußaufwärts und dann noch per Eisenbahn zu transportieren, hatte man ein erstes Experiment gemacht, die Tiere querfeldein, wie auch die Regierung im Kriege, auf kürzerem Wege her zutreiben. Auf dieser Reise war man verirrt und auf eine der 3 sich in jener Region befindlichen Missionen gestoßen. Dort fand man freundliche Aufnahme. Nun hatten die Missionare schon längere Zeit den Wunsch gehegt, nordwärts zu den Chamococos (spr. Tschamockockos) vorzudringen, um auch diesem Stamm das Evangelium von Christus zu bringen. Die Kolonien der Mennoniten, von denen die Mission auch nur eine dunkle Vorstellung besaß, dürften bei diesem Vorhaben ein wichtiger Stützpunkt sein, und so reisten die erwähnten Männer mit 2 eingeborenen Lenguaeangelisten auf vier Reittieren mit noch zwei Packtieren durch den Chaco.

Bald sitzen wir auf dem Wagen, um noch zu später Stunde nach Gnadenheim zu fahren, da Sonntags, in der Frühe, im nahen Indianertoldo ein Gottesdienst stattfinden soll. Wir singen während des Fahrens bald gemeinsam Lieder, die eine

Weise, aber verschiedene Sprache haben. Unsere Gäste englisch oder lenguasch, wir deutsch.

Sonntag! Die Sonne erhebt sich eben erst. Wir wandern zum Indianerdorf. Man muß eben frühe gehen, denn der Lengua ist kein Langschläfer. Jetzt begleiten uns auch die beiden evangelisierten Indianer, gesunde, gewaschene und zivi- lisierte Männer mit klugem ernstem Blick. Hundegebell, Palisanderholzrauch - und schon sind wir am Lager, in dem es von schwatzenden Menschen wimmelt. Der auffallend kleine aber kluge Cazice Carapai schüttelt uns freundlich die Hand, und bald ist M. Rudley mit ihm im Gespräch vertieft und zwar in der Lenguasprache. Es folgen nun einige Anordnungen des Häuptlings und bald sit- zen 22 Braune, Männer, Frauen und Kinder mit untergeschlagenen Beinen im Kreise. Auch wir setzen uns dazu.

Nun hören die Wilden zu, wie ihnen Mr. Sanderson in der Sprache ihrer Mutter von dem „großen Häuptling“ erzählt, der seinen einzigen Sohne zu den Men- schen schickte, um ihnen Freude zu machen. Nie hörten sie es vorher. Als nun auch der eine Lenguaevoangelist Alfa (so nannte man ihn auf der Missionsstation als Erstgeborenen des ersten evangelisierten Heiden, Alfa = erster Buchstabe im griechischen ABC) noch auftrat und eine wirklich fesselnde Rede hielt, da ging ein einmütiges Murmeln durch die Reihen. Ein tiefer Friede lagerte über diesem Morgengottesdienst und man konnte eine Weihe vernehmen, die von dieser Stätte ausging. „Gesungen wird vorerst im Indianerlager nicht, da jeglicher Ges- ang bei den Wilden mit Geisterbeschwörung zusammenhängt“, sagen uns die Missionare. Nachdem noch eine Photoaufnahme von dieser Gruppe gemacht war, gingen wir mit tiefer Bewegung zurück in das Dorf, wo nun der mennoniti- sche Gottesdienst stattfinden sollte, dem auch die beiden Engländer und die In- dianerevangelisten beiwohnten.

Nach einer Ansprache in Deutsch, spricht Mr. Rudley zur Versammlung in Spanisch, was nachher übersetzt wird. Nun singen die vier Männer in der Len- guasprache das frei übersetzte Lied „Wenn der Heiland als König erscheint“. Der Chor dieses Kinderliedes lautet zu deutsch in der Lenguasprache: „Er kommt, zu holen die Kinder: die schwarzen, die gelben, die braunen, die wei- ßen“. Man erzählt uns, dass man auf der Mission bereits über 100 Lieder in der Lenguasprache singt. Man hat ferner als Produkt jahrelanger, mühevoller Arbeit die 4 Evangelien, die Apostelgeschichte und Bruchstücke einiger Episteln über- setzen und drucken können.

Auch der Gnadenheimer Chor singt kräftig mit zur Verschönerung des Gottesdienstes. Schließlich singen wir gemeinsam in drei Sprachen das Missionslied „Siegend schreitet Jesus über Land und Meer“, und der Gottesdienst ist zu Ende.

Nachdem die Missionare noch den Sonntag über bei uns ausgeruht hatten, begaben sie sich am Montag auf den Weg zum Norden. Genau nach 2 weiteren Wochen traf Mr. Rudley wieder bei uns ein. Er berichtete folgendes: „Wir drangen nordwärts vor, bis wir kein Wasser für uns und die Tiere fanden. Nun mussten Mr. Sanderson und die Evangelisten mit den Tieren umkehren, während mir durch einen Offizier ein Auto zur Verfügung gestellt wurde, um nochmals 160 km weiter zu fahren, aber auch hier ließ sich kein einziger Chamococo blicken. In Zukunft wollen wir bei Regenzeit aufs neue vordringen, um Wilde dieses Stammes zu finden“.

Mr. Rudley erklärte sich nun bereit, einige Dörfer unserer Kolonie zu besuchen. So konnten denn Versammlungen in Friedensruh, Philadelphia, auf dem Missionskamp, in Friedensfeld und Orloff abgehalten werden. Immer fand der Missionar eine aufmerksame Zuhörerschaft und konnte manches Interessante über die Arbeit, die eine zähe Geduld und große Energie erfordert, auch über sichtbare Erfolge berichten.

Am 13. des Monats verließ Mr. Rudley unsere Kolonie. Wir sehen es als eine freundliche Gottesföhrung an, dass diese Verbindung hergestellt ist, zumal die Mission unter denselben Lenguas, wie wir sie haben, getrieben wird. Es ist für unser junges Werk hier auch deshalb von großer Bedeutung, dass schon ernste Sprachstudien getrieben werden und dass man auf der Mission ein nettes Wörterbuch in der Lenguasprache druckt. Vielleicht hören wir in Zukunft mehr über dieses Werk, wie es begann und was man schon erreichte.“

2.3 Nikolai Siemens und das Deutschtum

Dass Nikolai Siemens Deutschland, die deutsche Sprache und die deutsche Kultur liebte und verehrte, steht außer Zweifel. Ob seine Ehe mit Anna Faessner, die ja nicht aus plattdeutsch-mennonitischem Hintergrund kam, hier eine Rolle gespielt hat, lässt sich nicht mit Sicherheit feststellen, ist aber zu erwarten. Stärker noch mag der Aufenthalt in den deutschen Flüchtlingslagern, besonders Moelln, mitgespielt haben. Von hier aus hat Nikolai Siemens ja verschiedene Reisen unternommen, nach Berlin und auch in die preußisch mennonitischen Kolonien. Seine rege Korrespondenz mit deutschen Zeitschriften und Journali-

sten, seine Liebe zur Poesie und nicht zuletzt sein Amt als Lehrer und Schriftleiter belegen diese Liebe zur deutschen Sprache und Kultur.

So hat er dann auch keine Hemmungen, im Februar 1935 einen eingesandten anonymen Artikel zu publizieren: ‚Die Mennoniten als Stammesgemeinschaft‘. In ‚Kämpfende Jugend‘ veröffentlicht er Walter Quirings Beitrag: ‚Kampf dem Fremdwort‘, Februar 1935. Im Namen des Koloniamtes leitet er, gemeinsam mit Jakob Siemens, die Saalfeier im Koloniesaal und berichtet darüber begeistert in seinem Blatt: ‚Deutsch ist die Saar‘, Februar 1935.

Diese Liebe erstreckte sich nahtlos auch auf das sogenannte neue Deutschland mit der Machtübernahme Hitlers 1933. Nikolai Siemens selbst hält einen Vortrag zur Lebensgeschichte Hindenburgs auf einer Koloniefest am 28. August 1934. Hier wird Hindenburgs Frömmigkeit in Beziehung gebracht zu Bismarcks Pietismus und den Losungen der Herrnhuter Brüdergemeinden. Später druckt er mit Interesse den Bericht von B.H. Unruh ab über die Grablegung Hindenburgs: ‚Am Grabe Hindenburgs‘, Mai 1935. Und er lässt Peter Hildebrand erzählen, wie die Chacokinder Erdnüsse sammeln und nach Deutschland bis hin zum Führer schicken: ‚Über unsere Erdnussendung‘, September 1935. Er publiziert gern frische Nachrichten aus Deutschland, so etwa Fritz Kliewers und B.H. Unruhs erste Eindrücke über Adolf Hitler: ‚Aus Deutschland, der 28. März‘, Juni 1936.

Wann bei Nikolai Siemens die Zweifel am Nationalsozialismus begonnen haben, ist nicht mit Sicherheit auszumachen. Wenn er in ‚Kämpfende Jugend‘ noch Hitler und den Apostel Paulus als zwei Beispiele von Selbstlosigkeit und Dienstbereitschaft erwähnt, so ist neben einer gewissen Naivität und Mangel an Information mit Sicherheit das biblische Thema für ihn ausschlaggebender als irgendwelche politischen Projekte.

Auf alle Fälle beginnen erste Bedenken in seinem Artikel ‚Seelische Verwirrung‘, Januar 1936, wo er Walter Quirings einseitiges Deutschtum in Frage stellt und sich gegen die ideologische und theologische Untermauerung der Rassen- und Blutstheorie wendet. Auch findet man bei ihm keine Anzeichen von Judenhass. Mit der Verabschiedung von Lehrer Hildebrand sind auf alle Fälle die Zweifel gewachsen, wie man denn nun den ‚Führer‘ und seine engere Umgebung ethisch einzuordnen habe. Man darf eben nicht vergessen, dass die Fernheimer sehr genau über die Homosexualitätsaffäre von Roehm, dem zweiten Mann Hitlers, sowie über die ‚Nacht der langen Messer‘, wo im engeren Umkreis des Führers regelrecht gemordet wurde, informiert waren. Allerdings lie-

gen anscheinend auch keine Nachrichten vor darüber, wie die Fernheimer auf die ‚Reichskristallnacht‘ reagiert haben.

Als Familienmensch scheint Nikolai Siemens ein waches Auge gehabt zu haben auf mögliche verderbliche Einflüsse auf Kinder und Jugendliche. Deshalb hat er im Kampf um die Schule dann bald sehr eindeutige Stellung bezogen, um diese vor allzu starker nationalsozialistischer Vereinnahmung zu schützen. Dennoch druckt er, anscheinend mit großer Übereinstimmung, im November 1936 Fritz Kliewers Ausführungen ab: ‚Warum sind wir Deutsche?‘

Als sein Freund Kliewer mit Frau, schon als überzeugte Nationalsozialisten, 1939 zurück nach Paraguay kommen, ist er in Asunción und heißt das junge Paar herzlich willkommen und führt sie entsprechend über das Mennoblatt in die Chacogesellschaft ein (Juli 1939).

Entscheidenden Einfluss scheinen auf ihn drei Besuche bzw. Begegnungen gemacht zu haben. Da ist es zum einen sein Gespräch in Asunción in der deutschen Gesandtschaft und im Volksbund mit Herrn Gerhard von Schütz. In seinen ‚Chronologischen Ereignissen‘ berichtet er davon, hier zum ersten Mal in ‚die Abgründe der nationalsozialistischen Ideologie‘ geblickt zu haben.

Geistlich und menschlich scheint ihn auch die Ankunft der aus dem neuen Deutschland vertriebenen Neu-Hutterer beeindruckt zu haben. Mit Eberhard Arnold Junior hat er eine regelrechte Freundschaft entwickelt. Begeistert berichtet er im Januar 1941: ‚Die Hutterer sind da‘. In derselben Nummer erscheint der ‚Gruss an unsere geliebten mennonitischen Gastfreunde‘. Im Februar desselben Jahres folgt dann auch schon: ‚Ein Abschieds- und Dankeswort an unsere Freunde in Fernheim‘ von Eberhard Arnold und ein ‚Aufwiederschauen‘ von Nikolai Siemens.

Ganz besonderen Eindruck hat auf ihn aber die Position der Wehrlosigkeit des MCC gemacht. Und diese wurde noch bestätigt durch den Besuch der altmennonitischen Missionare Litwiller, Shank und Snyder aus Argentinien im Jahr 1941. Diese hielten in Fernheim öffentliche Vorträge und Predigten der Warnung gegen den Nationalsozialismus. Aus diesem Prozess entsteht sein programmatischer Vortrag ‚Fernheim in Not‘. Für ihn beginnt ein recht mühevoller Weg von Auseinandersetzungen, Anfeindungen und Bruch von alten, schönen Freundschaften.

Es ist sicher fair zu sagen, dass der Groschen eben bei einigen eher gefallen ist als bei anderen: bei Nikolai Wiebe, dem Leiter der EMB Gemeinde und Gerhard

Balzer, dem Leiter der Brüdergemeinde schon recht früh. Bei Nikolai Siemens erst definitiv im Jahre 1940. Bei andern nach den Handgreiflichkeiten und Ausschreitungen des 11. März 1944. Bei vielen Fernheimern erst mit Kriegsende 1945. Bei Julius Legiehn eindeutig in seiner sehr korrekten Versöhnungshaltung gegenüber Kolonie und Gemeinde 1947. Bei Fritz Kliewer offensichtlich in einem schrittweisen Erkenntnisprozess. Bei Johan Postma relativ spät, anscheinend erst bei seiner Rückkehr nach Europa in den späten fünfziger Jahren. Bei Walter Quiring, nach neuesten historischen Forschungen, offensichtlich niemals so ganz. Dieser ideologische Hauptopponent von Nikolai Siemens, wie das der Text der ‚Seelischen Verwirrung‘ zeigt, konnte zwar 1953 in einem Brief an B. B. Janz zugeben, dass er sich geirrt habe und dass Deutschtum und Nationalsozialismus nicht dasselbe seien. Er geht sogar so weit, ein neues Feindbild zu schaffen: „Hitler war unser Verhängnis und die Männer, die Hitler am 20. Juli 1944 umbringen wollten, waren im Rechten“.¹ Leider klingt diese Aussage von Quiring aber viel zu simplistisch und ähnelt allzu stark den auch von ihm lautstark wiederholten Parolen: ‚Die Juden sind unser Verhängnis‘. Ted Regehr, Geschichtspräsident in Calgary, deutet an, dass eine Loslösung von der Naziideologie bis zu seinem Lebensende nicht wirklich stattgefunden hat.²

Nikolai Siemens hat anfänglich den Einsatz für Deutschtum und Mennonitentum als deckungsgleich gesehen. Er publiziert offensichtlich mit großem Interesse Fritz Kliewers Bericht zum 410. Gedenktag der Gründung der mennonitischen Gemeinschaft: ‚Seid Eurer Väter wert‘, Dezember 1934. In dem Artikel wird u.a. die Pflege der deutsch-mennonitischen Stammesgemeinschaft als ein wesentlicher Auftrag von Gottes Sendung in den Chaco empfunden. Nach Nikolai Siemens’ Bruch mit der ‚völkischen Idee‘ scheint er verstärkt Bibel, täuferische Theologie und Wehrlosigkeit in den Vordergrund zu stellen. Er identifiziert sich klar mit dem ‚Manifest der Wehrlosen‘, das er im Mennoblatt im Juli 1943 veröffentlicht.

Auch wenn Nikolai Siemens mehrere Jahre über das Neue Deutschland positiv dachte und schrieb, überwogen bei ihm im Zweifelsfalle die biblischen Erkenntnisse. Das zeigt beispielsweise seine Reaktion auf Walter Quirings Artikel

¹ Thiesen, John, *Mennonite and Nazi?* S. 226.

² Walter Quiring, *Mennonite Historian and German Propagandist, 1893-1983* in Ed. Harry Loewen: *Shepherds, Servants and Prophets*, Pandora Press, Kitchener 2003, S. 313-335.

„Seelische Verwirrung“ in der Beilage des „Mennoblatts“ „Kämpfende Jugend“ vom Januar 1936. Dort schreibt er:

„Dieser Ausdruck findet sich in dem Artikel ‘Deutsche Volksgemeinschaft’ der Dezember-Nr. dieses Blattes. Sonst sind in dem Aufsatz viele Kernwahrheiten enthalten. Was uns ganz besonders angeht auch die wertvollen Büchersendungen, die von deutschen Jungens und Mädels hochherzig gespendet und mit Mühe und Kostenaufwand von Herrn Dr. Quiring gesammelt worden sind. Davor müßten wir nur den Hut abziehen.

Ich komme hier nur auf die Sätze: „Eine falsche Erziehung ließ uns vielfach das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit unseren deutschen Volksgenossen, sofern sie nicht unserer Religionsgemeinschaft angehören, einschlafen. Ein russischer Baptist stand manchem von uns näher als ein deutscher Katholik. Diese Einstellung entstand aus einer seelischen Verwirrung“.

Dieses, lieber Herr Quiring, scheint mir doch nicht zu stimmen. Nicht, dass ich meine, dass unsere Erziehung nun auch die richtige war. Was ich aber hier meine, das ist die Tatsache, dass ein Christentum der Bibel uns nicht einseitig erzieht. Also, Deutschtum vereint mit Christentum oder auch Christentum voran, in erster Linie, wird uns nicht zu Chauvinisten erziehen.

Das Deutschtum soll uns, ob deutsch-katholisch, deutsch-lutherisch oder deutsch-mennonisch als deutsche Volksgenossen durch das deutsche starke Band verbinden, und als gemeinsames deutsches Volksgut zusammenhalten. Das wollen wir auch hier immer stark betonen. Wir erinnern uns noch recht gut, wie wir uns bei unserm kurzen Aufenthalt im lieben Mutterlande so heimisch fühlten, wenn uns auf allen Ecken und Straßen die trauten gotischen Aufschriften entgegengrüßten, oder wenn wir jeden Eisenbahnschaffner oder Schupo in unserer deutschen Muttersprache anreden durften. So war es auch ein wahres Erlebnis für uns, auf deutschen Überseedampfern mit deutscher Bedienung reisen zu können. Dieses läßt sich nicht verleugnen, dieses war das Band des Volkstums, die Sprache.

Wenn wir aber auch das Christentum ein Wörtlein sprechen lassen, so müssen da jegliche Schranken, was die Sprache betrifft, wegfallen. Unsere Väter haben tatsächlich in Rußland viel Umgang mit russischen Baptisten oder Evangeliumschristen gepflegt. Auch durfte mancher deutsche Mennonit durch einen russischen Baptisten zum neuen Leben kommen, d.h. er wurde bekehrt von der Finsternis zum wunderbaren Licht. Diesen Schritt müssen wir alle machen, ob

deutsch, russisch oder chinesisches. Können wir da anders, als diesen Menschen nicht nahe stehen, näher oft, als einem Volksgenossen?

Ein Beispiel: Zehn Fernheimer Lehrer weilten 1932 in unserer Landeshauptstadt Asunción. Wir trafen dort recht viele Deutsche, darunter auch hochherzige Menschen. Mit andern (auch Deutschen) band es aber nicht. Eines Tages kommt in unser Hotel ein lieber alter russischer Mann. Er war vor vielen Jahren in der Ukraine durch Mennoniten zum wahren Glauben gekommen. „Ich suchte jahrelang meine Brüder, nun habe ich sie gefunden“, war sein warmes Begrüßungswort. Viele schöne Stunden verlebten wir später in seinem gastlichen Hause. Seine Frau eilt heute noch durch die Räume der Asuncioner Hospitäler, um Kranken eine Liebesgabe zu reichen. Das tut sie besonders gern auch an unsern leidenden deutschen Mennoniten. Wie kann man aber mit solchen Menschen, wenn sie auch nicht stammverwandt sind, nicht eng verbunden sein?

Schließlich glauben doch alle Christen an einen Jesus Christus. Wir ehren, lieben, achten Ihn, ja wir nennen uns doch nach Seinem Namen. Und doch wird niemand im Ernst behaupten wollen, dass Er ein Deutscher war.

Ich glaube, dass es eines Deutschen unwürdig wäre, wollte man nicht wahrhaft edlen Menschen gerne nahe stehen, deshalb, weil sie keine Deutschen sind, aber einen heruntergekommenen Deutschen nur deshalb achten, weil er deutsch ist. Das wäre höchst undankbar, kalt und stolz gehandelt und zöge uns nur Mißachtung bei andern Nationen zu.

Zusammenfassend wiederhole ich: Völkisch genommen freue ich mich, als Deutscher auf der Welt zu leben, denn der große Gott war schon sichtbar mit dieser Nation. Ich freue mich zu den großen Errungenschaften, die auf deutschem Boden entsprossen. Ich achte den Führer Deutschlands und bringe ihn und sein Werk vor Gottes Thron. Wie könnte Ich anders als dankbarer Deutscher handeln? Vom christlichen Standpunkte gesehen finde ich unter allen Nationen Brüder, bei denen ich ein gemeinsames tiefes religiöses Erleben wahrnehme, und dieses ist es, von dem wir auch im N. Testamente lesen: „Da ist keine Rede mehr von Griechen und Juden, Beschnittenen und Unbeschnittenen, Barbaren und Skythen, Sklaven und Freien, sondern alles und in allen nur Christus“ (Menge).

3. Im Kreise seiner Familie

3.1 Vater, Naturfreund und Poet

Seine Kinder erlebten Nikolai Siemens nicht nur als eine öffentliche Persönlichkeit, sondern sahen in ihm in erster Linie den Vater, der ihnen die Natur erklärte und als musischen Menschen, der dichterische Begabung besaß. Seine Tochter Trudy Siemens Kliewer beschreibt das Familienleben in der Rückerinnerung so:

„Ich sehe die Familienidylle noch genau vor mir: Unser Vater sitzt abends vor unserm Haus in der Hängematte. Sie ist an einem Flaschenbaum und einem Pfosten befestigt. Wir Kinder umringen ihn. Von den kleineren Geschwistern hat er meist eins oder gar zwei auf dem Schoß.

Mutter werkelt noch in der Küche. Es gibt ja so viel zu tun, um eine große Familie zu versorgen. Der Brotteig wurde in jener Zeit immer schon zur Nacht angesetzt. Die Wäsche eingeweicht und viel anderes mehr galt es zu tun. Da ist Mama froh, wenn Papa die Kinderschar beschäftigt. Jetzt stimmt Papa „Droben stehet die Kapelle“ an, und wir fallen munter ein. Es folgen viele deutsche Volkslieder wie „Die Loreley, Heidenröslein, Am Brunnen vor dem Tore“ und manche andere. Wohl alle diese Lieder hat Vater seiner Kinderschar gelehrt und wir mögen sie noch heute gern.

Wenn Onkel Abram, Papas einziger Bruder im Chaco, dabei ist, klingt der Gesang noch voller.

Langsam steigt der gute alte Mond herauf und taucht die Welt in mildes Licht. „Vom Mond singen“, bittet eins der Kleinen, und wir singen: „Guter Mond, du gehst so stille“, das lernten wir in der Schule. „Weißt du wie viel Sternlein stehen“, kennen wir aus der Sonntagsschule.

Bei solchen und ähnlichen Gelegenheiten machte Vater uns auf den so hell funkelnden Sternenhimmel aufmerksam.

Er erklärte uns die verschiedenen Sternbilder, allen voran das „Südkreuz“, den „Orion“, die „Nordkrone“, den „Grossen Hund“ und andere.

Ich schaute gebannt in die glänzende Pracht, mein Interesse für den funkelnden Sternenhimmel war geweckt.

Die Liebe für die leuchtende Sternenwelt mit seinen Planeten Jupiter und Venus, Mars und Saturn und der Milchstrasse ist geblieben.

Wenn ich mal in der Nacht Ausschau halte nach bestimmten Sternbildern, oder in der Frühe den Lauf der Venus mit Merkur beobachte, denke ich gerne an meinen Vater.

In machen seiner vielen Artikel oder Gedichten die er im Mennoblatt veröffentlichte, spiegelt sich seine Liebe zur Sternenwelt oder auch für die Natur des Chacos wieder.

Ich zitiere einen Vers aus Vaters Tropen-Weihnacht: „Und nachts ich gerne zum Himmel schau, betrachte der Sterne Gefunkel, das südliche Kreuz im tiefen Blau, der Milchstrasse Flecken so dunkel, des Silbermonds und des Orions Pracht. Sie rüsten zur Tropenweihnacht“.

Damals sind wir mit den Eltern öfter zu Fuß in die Nachbarsdörfer gewandert, vielleicht zu einem besonderen Gottesdienst oder zu einer Hochzeit. Vater machte unterwegs gern auf verschiedene Bäume, Blumen und Kakteen aufmerksam.

Während des Chacokrieges hatte ein Militärarzt unserem Vater ans Herz gelegt: „Esst alles, was die Indianer an Beeren und Schoten aus dem Chacobusch essen!“

Er hat uns dazu ermuntert, und wir hatten ja großes Verlangen nach Obst und gingen gerne in den Busch, um Beeren und Schoten zu suchen. Ich höre noch heute wie Papa uns nachrief: „Bringt mir von den sauren Kaktusbeeren mit!“ Und wir brachten sie ihm.

Irgendjemand hatte es Papa gesagt: „Man kann den Flaschenbaum ohne Wurzeln pflanzen, und er wird wachsen“. Er versuchte es. Ein junges Bäumchen im Busch wurde abgehackt, und der „Pfahl“ in die Erde gepflanzt. Siehe da, er wuchs zu einem hübschen Baume heran.

Nach Yalve Sanga musste Vater manchmal zu Sitzungen mit den Missionaren fahren. Das war eine Fahrt von etlichen Stunden mit Pferdewagen. Einmal brachte er von solcher Fahrt wilde Zwiebelknollen mit, die am Wege so schön geblüht hatten. Meine ältere Schwester pflanzte sie, und bald blühten die gelblich weißen Lilien in unserem Garten.

Auch auf Wind und Wetter gab Vater gern acht und beobachtete bei jeder gebotenen Gelegenheit Vögel und Tiere. Ein Rehkitz durften wir Mädels aufziehen, es bildete oft den Mittelpunkt der Familie und kam gern seine Milchflasche trinken. Wieviel Freude hatten wir alle an unserm bunten Papagei, der den Namen

„Paula“ erhielt. Bald fing er zu sprechen an, lachte, schrie, lief und zankte, wie er es auf dem Hofe eben hörte. Wir waren immerhin 10 Geschwister.

Auf den so lebensnotwendigen Regen warteten wir damals genauso wie heute. Im Dezember 1932 beschreibt Vater im Mennoblatt einen „schaurig-schönen Regen, auf den alle gewartet hatten“

3.2 Seine letzte Wegstrecke

Fünfundzwanzig Jahre stand Nikolai Siemens in Paraguay im aktiven Dienst für seine Familie, für die Gemeinde und für die Kolonie. Doch dann ließen seine Kräfte nach und er musste manche Projekte unvollendet lassen. Seine letzte Wegstrecke beschreibt seine Tochter Frieda Kaethler Siemens wie folgt:

„Bis zum 25. Jubiläum Fernheims war Vater noch fit und hat zur Feier sehr aktiv mitgearbeitet. Besonders lag ihm schon längst ein Museum am Herzen, und das „Jakob Unger Museum“ wurde dann auch fürs Jubiläum eröffnet.

Allerdings litt er schon lange an hohem Blutdruck und starken Kopfschmerzen. Um Neujahr 1954 erlitt er einen kleinen Gehirnschlag, der ihm für kurze Zeit die Zunge lähmte. Aber das ging vorüber, und er arbeitete weiter wie gewöhnlich. Doch danach bezeichnete er sich gewöhnlich als einen vom Förster „gezeichneten Baum“. Ärzte vermuteten, dass er im Laufe der Jahre kleine, unbemerkte Gehirnschläge erlitt.

Allmählich veränderte sich sein Temperament. Wo wir ihn früher als ausgesprochenen Optimisten kannten, der froh und mutig und sehr kontaktfreudig war, gerne auch gute, lustige Witze erzählte, war er jetzt mehr an der depressiven Seite, weinte sogar wiederholt, was uns fremd und ihm peinlich war. Nun wissen Mediziner, dass so eine Persönlichkeitsveränderung gerade durch Gehirnschläge verursacht wird.

Im März 1956 erlitt er den großen Schlag und wurde Invalide. Sein Gehen und seine Sprache waren behindert. Anfangs humpelte er noch mit dem Gehstock alleine, aber bald sass er nur noch im Stuhl oder lag im Bett. Mutter und unsre Schwester Krimhild, die auch Krankenschwester war, haben ihn dann zu Hause, so gut es ging, treu gepflegt.

Um ihn, der sonst immer mitten drin war im Geschehen in Kolonie, Gemeinde und Familie, wurde es einsam. Aber immer noch, trotz Sprachschwierigkeit, hatte er Interesse für das Geschehen um ihn und in der Welt.

Es waren schwere Jahre, nicht nur für ihn, auch für Mutter und Familie. Es schmerzte, Vater so zu sehen. Ein aktiver Geist auf Nebengleis!

So lebte er noch einige Jahre.

Dann am 24. September 1958 kämpfte er den letzten Kampf auf Erden im Beisein von Mama, Krimhild, Edith und Erika. Er war dreiundsechzigjährig alt. Ein aktiver Chacopionier kam zur Ruhe.

Er war endlich am Ziel der Reise von der „Alten Welt“ in die „Neue Welt“ und nun in die „Ewige Heimat.“

4. Seine Bedeutung

Nikolai Siemens' bewegtes Leben hatte Licht- und Schattenseiten, spielte sich vor allem aber auf verschiedensten Bühnen ab. Dieser vielseitig begabte und grundoptimistische Mann hatte zwar einiges formell gelernt, musste sich aber vieles als Autodidakt in Eigenarbeit aneignen. Von Landwirtschaft verstand er etwas, obwohl die Bauerei nicht seine erste Liebe war. Dennoch interessierte er sich für Pflanzen, Tiere und Ökonomie und versuchte seinen Landsleuten nützliche Informationen weiterzugeben. Der Lehrerberuf scheint ihm besonders gelegen zu haben. Obwohl er hierfür keine formale Ausbildung hatte, führten die Not und sicher auch eine natürliche Neigung ihn doch immer wieder dahin, vor Schülern zu stehen und über Kanzel und Druckerschwärze lehrmäßig tätig zu sein. Ausgebildet worden war er zum Predigt- und Seelsorgedienst, und das in der ersten und einzigen Prediger- und Bibelschule, die das russlanddeutsche Mennonitentum in den Revolutionsjahren in Südrussland im Dorfe Tschongraw unterhalten konnte. Hier ist offensichtlich sehr gründlich gearbeitet worden. Die dortigen Lehrer Wiens, Unruh, Braun und Reimer sind ja später in Kanada als theologische Lehrer weiten Kreisen bekannt geworden. Ein solides gesamtes Bibelwissen und theologisches Rahmenwerk hat Nikolai Siemens immer gehabt, und das hat ihm wohl auch geholfen, in manchen verwirrenden Fragen und Weltanschauungen recht klar zu sehen. Aber seine wirklich produktive Arbeit galt der Schriftleitung seines geliebten Mennoblattes. Dieses Siedlerblatt für Gemeinde und Bauernhof ist sein Lebenswerk gewesen. Er hat es durch die ersten 25 gebrechlichen und problematischen Jahre geführt und gestaltet. Heute sind diese vergilbten Bände einer primitiven Urwalddruckerei eine historisch außerordentlich wertvolle Quelle. Informationen, theologische Debatten, literari-

sche Versuche, Beiträge zur Völkervielfalt, zur Chaconatur und zu Zeitgeschehnissen aller Art, dazu eine Reihe spannender Reiseberichte – all das kann man in den alten Mennoblättern nachlesen.

Aber Nikolai Siemens war auch auf anderen Bühnen tätig: die Schulung von Predigermitarbeitern, Wanderbibelschule, Indianermission, Erforschung der paraguayischen Geschichte, des Deutschtums in Südamerika sowie der Chaconatur, Stärkung und Versöhnung im Rahmen der Gemeinden, Poet, Familienvater, internationaler Korrespondent und Freund und Gastgeber vieler Besucher aus aller Welt – auch das war Teil des bewegten Lebens dieses Mannes.